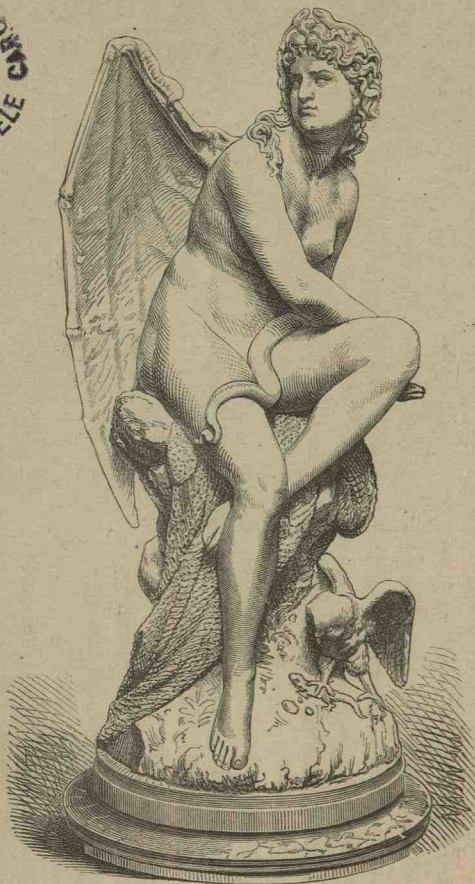


FUNDATA REGELE
CAROL I



Ino. 11884

B237 402

Die Hexe.

Von

Carmen Sylva.

Zu der Statue von Carl Cauer.



Mit einem Titelbild.

Berlin.

Verlag von Alexander Duncker,

Königl. Hofbuchhändler.

1882.

DONATION



135834

BIBLIOTECA
FVNDATIVNEI
VNIVERSITARE

BIBLIOTECA CENTRALĂ
UNIVERSITARĂ
BUCUREȘTI

79164
Cota ~~2428-B~~
Inventar ~~135834~~



Nr Inv.

11884

Secțiunea

FR I.

Raftul 2428.B9

B

Biblioteca Centrala Universitara
BUCUREȘTI
Cota 79 164
Inventar C135 834

956

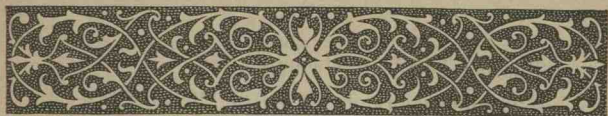
RC 227/01

Alle Rechte, besonders das Recht der Uebersetzung in andere Sprachen
vorbehalten.
Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

B.C.U. Bucuresti



C135834



Im Geklüfte dröhnt der Donner,
Braust das Wasser, krachen Felsen,
Stürzen ächzend Tannen nieder,
Mit den Steinen losgerüttelt,
Abgespült, gewälzt, geschleudert,
Um sich in der Tiefe thürmend
Aufzubauen, dem Gewässer
Trozig sich zur Wehr zu setzen,
Das in wilder Wuth heranstürmt,
Hochausspritzend niederrauschet,
Um der Wetterwolken Poltern
In der Felschlucht nachzubrüllen.
Schwarz die Nacht, von Blitzen taghell
Jäh durchzuckt wie Riesenschlangen,
Die die kleine scheue Erde
Mit dem Feuerblicke bannen,
Um sie sich'rer zu erwürgen.

Auf der höchsten Felsenspitze,
Sturmumbraust, ob schwarzem Abgrund,
Sitzt ein Weib, in hehrer Schönheit;
Wunderbar des Leibes Biegung,
Wie sie auf die Hand sich aufstützt.
Leicht sich ob der Tiefe schaukelnd,
Ruht das eine Bein gewichtlos
Auf dem andern, das sich rundend
Unterschlägt, in weicher Biegung.
Eine Schlange hält die Rechte,
Achtlos, wie das Thier sich windet
Krümmt und sträubt und giftig züngelt,
Ohnmächtig, der schönen Finger
festem Drucke zu entgleiten.
Roth das Haar; es wogt gewaltig,
Flammengleich hinaus, im Stürme,
Naht den Wolken, fängt die Blitze,
Die sich durch die Strähne schlängeln,
An dem Weib herniedergleiten,
Um dann eine Riesentanne
Bis zur Wurzel zu zersplintern;
Und im lodern hellen Brande,
Der von Baum zu Baum sich fortwälzt,

funkeln jenes Weibes Augen
Grün, aus dunkler Brauen Schatten.
Ihre Wimpern scheinen Schlänglein,
Die der Augen Leuchten weiter
Durch die Felsenmächte sprühen.
Kräuselnd hebt die Oberlippe
Stolz und Schwermuth, Weichheit, Tücke,
Troß, als wollt' der kühnen Nase
Leises Beben stark sie händ'gen.
Endlich grollt der Donner ferner;
Wie ein Kind will nun die Erde
Müde sich in Schlummer schluchzen.
Leise seufzt ein letzter Windstoß,
Von den Bäumen rieseln Tropfen,
Nur der wildempörte Waldbach
Kauscht noch fort, da durch's Gewölke,
Vorsichtig der Mond hereinlugt,
Um das Weib mit seinem Lichte
Zärtlich spielend zu umfluthen,
Sich in ihres Haares Wellen
Zu verbergen, sich in's Grübchen
An dem Halse zu versenken,
Während eilig sich die Schlange,

Aus der Haft entlassen, fortschleicht.
Jetzt erheben Lilienarme
Sich, durch's Haar zu streichen,
Doch noch sprüht ein Funkenregen
Nieder, knistert — und sie lächelt,
Schüttelt sich und aus den Schultern
Sprießen Flügel, kahle, graue,
Federlose Flügel, krallig
Endend; wie ein düst'res Segel
Breitet sie sie aus; zur Höhe
Durch die kühlen Lüfte schwebend.
Fliegt von fels zu felsenspitze,
Nimmt vom Haupt der Haare Eines,
Knüpft es an und spinnt es weiter,
Nach der nächsten Bergeshöhe,
Viele Länder überziehend,
Und von Zeit zu Zeit die Enden
Wie von ungefähr und zwecklos
Thalwärts niederflattern lassend,
Daß sie silbern, thauig schimmern,
In dem weißen Mondesglanze.
Niedertaucht der Mond und dunkel
Wird es rings, die Fäden bergend.

Doch, noch einmal sie zu schauen
Da das Zauberwerk vollendet,
Streichet das Weib mit weißen Fingern
Durch ihr Haar und fängt die Funken,
Läßt sie hierhin, dorthin tanzen
Durch die ungemess'nen Weiten,
Längs den zarten Fäden gleiten;
Und zu jenem Lichtgefunkel
Murmelt sie geheime Worte,
Tonlos, wie ein Blätterrauschen
Zündend wie der Funken Sprühen.





Es flattern die Fäden, sie locken die Leute,
Ich harre und halte die bebende Beute,
Sie möchten mich meiden und sollen mich suchen,
Zum Kosen und Küssen, trotz Flehen und Fluchen.
Zur lustigen Liebe in schlummernden Schatten,
Zum rasenden Reigen auf mondhellen Matten,
Zum schwindelnden Schweben ob gähnenden
Gründen.
Zum flüchtigen Fluge ob schaurigen Schlünden,
Und wenn sie dann wäñnen, mich fest zu um-
fangen,
Dann kann ich es fühlen, mein lechzend Ver-
langen.
Dann glühet mein Goldhaar, ich streiche die
Strähne.
Und bläuliches Blitzen durchzuckt meine Mähne.

Bald trifft es zum Tode, bald lähmt es die Lenden,
Es fliegt durch die Wimpern, die Augen zu blenden,
Es haftet im Hirne, und Helden sind Narren,
Die Mächtigen müssen vor Schrecken erstarren.
Ihr Fluchen erfreut mich, ihr Leiden belach' ich,
Ihr kraftloses Kämpfen, ihr Wüthen bewach' ich.
Die niedlichen Näscher! und wollt' ich sie warnen,
Sie hätten mich brünstig, sie ganz zu umgarnen,
Sie wollen nicht wissen, wie bitter sie büßen,
Sie lechzen und liegen mir flehend zu Füßen.
Und trügerisch treib' ich mein scherzhaft Geschäfte,
Ein Meer ist mein Wesen, voll kreisender Kräfte. —
Drum kommt nur zum Rosen, noch rieselt die Ruhe
Um Marmor und Grauwack, um Glimmer und
Fluße,
Geheimnißvoll hüten uns Uhu und Unke,
Bei lallender Liebe und träumendem Trunke.





Düstrer wird ihr Auge, drohend,
Doch die vollen Lippen lächeln,
Wie das Flügelpaar sie faltet,
Das sich bald in weiche, weiße,
Volle Schultern ganz verborgen.
Vor dem ersten Morgenrauen
Flieht sie zu dem Höhleneingang,
Der in Dorn- und Distelwildniß
Eingehüllt und Nichts verkündet
Von den unergründlich feuchten,
Kalten Schauern, die das Inn're
Viele Stunden weit erfüllen.






Jungfräulich Erröthen stiehlt sich
Um der greisen Bergesriesen
Schnee'ge Häupter. In den Thälern
Blaue Schatten, bis der Tannen
Höchste Spitzen und der Buchen
Zarte Blätter röthlich leuchten.
Auf dem Laube, das vom Regen
Braun und feucht, auf dickem Moose
Zischt es weich, von raschen Schritten.
Mit dem Bogen auf dem Rücken,
Heitern Blicks, erhob'nen Hauptes,
Steigt ein junger Mensch zu Berge.
Kraft und Ruhe wohnt im Antlitz,
Unschuld in den blauen Augen,
Und der Bart so weich und flaumig
Spielt um frische, volle Lippen.

Von dem Braungelock der Schläfe
Weht die stolze Reiherfeder
Bis zur Schulter, und das Käppchen
Schützt die Stirn, die übermüthig
• Sich nicht beugt vor Buchenzweigen.
Selbst ein junger Baum so schreitet
Singend durch den Tann der Jäger,
Die vom Sturm gestürzten Bäume
Ueberspringend, sich des Speeres
Raum bedienend, durch das Wasser,
Ohne Furth, von Stein zu Steine,
Weit hin, schreitend, wie die Gense,
Dazu singt aus voller Kehle
Er, wie klares Glockenklingen,
Dann wie tiefes Orgelbrausen,
Bald das starke Wasserrauschen
Uebertönend, oder lieblich
Sich vermählend dem Gemurmel,
Daß es ist, als ob der Waldbach
Plötzlich Melodien plätsch're,
Und mit Menschenmund und Worten
Menschlich fühlen fröhlich sänge.





Mir ist's, wie dem Waldbach,
Vom Wetter geschwellt.
Der spielend die Bäume,
Die felsblöcke schnell.

Mir ist's wie dem Sturme,
Der weiß nicht wohin,
Er muß etwas schütteln,
So tobt's ihm im Sinn.

Mir ist's wie der Sonne,
Ich liebe so sehr.
Ich küßte den Himmel,
Die Erde, das Meer.

Mir ist's wie dem Liede,
Das Lüfte bewegt,

Aus leblosen Felsen
Den Wiederklang schlägt.

Mir ist's, wie dem Gotte
Der Welten vergiebt —
Ich bin in die Liebe
Zum Sterben verliebt!





135834

Dort, vom alten Riesenstamme,
Ragt halb weiß, halb rothbraun, moosig,
Hoch der Stumpf empor; den schauet
Just der Sänger, da er endet.
„Hei, du Alter! laß dich fassen!
„Laß, von mir zu Thal dich stürzen,
„Weil allein, am schönen Morgen,
„Du so ganz gestorben dastehst!“
Kaum gesagt, auch flugs begonnen,
Mit dem Fuße, mit dem Speere;
Weithin hallen seine Stöße,
Bis es wankt im Wurzelwerke.
Beide schlanke, starke Arme
Wirft nun um den Baum der Jüngling,
Reißt ihn hin und her, bis krachend,
Moderig, wie Schwamm, zerstäubend,
Thalwärts schwer der Stamm dahinsinkt.



Rückwärts springt der Bäumefäller,
Wohlgefällig der Zerstörung
Gut gelung'nes Werk betrachtend,
Lacht und schüttelt seine Arme:
„So, nun ist mir besser!“ spricht er.





Die zarten Sommerfäden
Durchwehen Kluft und Tann,
Und schmiegen sich und spielen
Um's Haupt dem Jägersmann.

Es sind des Haares Enden,
Die sie zur Nacht gereiht,
Die sie zu sicherem Fange
Geheimnißvoll geweiht.

Kehr' um, keh'r' um, du Jäger,
O rühr's nicht an, du bist
Gefangen und verloren
In einer kleinen Frist!

So hat es in dem Laube,
Im Wasserschwall gewarnt,

Er horcht nur nach dem Wilde,
Weiß nicht, daß er umgarnt.

Er streicht es von den Augen,
Das Hegenhaar, da schaut,
Verwandelt er die Erde,
Vom Reif gedrückt, bethaut.

Er sieht die Sonne dunkel,
Er sieht die Tannen licht,
Die moos'gen Steine grinsen
Mit härtigem Gesicht.

Sein übermüthig Jauchzen
Nun ist's mit einmal still,
Er weiß nicht, wo er wandelt,
Er weiß nicht, was er will.

Und höher steigt er, höher,
Ob Fluß, ob Feld und Wald,
Ihn zieht es wie ein Zauber,
Mit drängender Gewalt.

Er sieht nicht wie die Wolken
In schwarzen Ballen droh'n,
Er hört nicht pfeifen, heulen,
Vom Sturm den fernen Ton.

Denn vor den schwarzen Wolken,
Auf hohem Fels allein,
Da sitzt, mit gold'nen Haaren,
Ein Weib im Sonnenschein.

Den einen Arm hat schimmernd
Im Moos sie ausgestreckt,
Und mit dem andern hat sie
Die Augen überdeckt.

Sie späht hinab, zum Jäger,
Er schaut zu ihr empor,
Ihm wallt das Blut zur Schläfe,
Fast quillt es draus hervor.

Sie schauen Beide sprachlos
Sich wie für ewig an, —

Da rast der Sturm in Stößen
Zum Felsengrat hinan.

Er faßt die gold'nen Haare,
Und schüttelt sie hinaus,
Die breiten vor den Wolken
Sich wie die Strahlen aus.

Und wie das Schwert den Stahlhelm,
Den Schild, den Panzer ritzt,
So hat's durch Haar und Wolken
Mit blauer Gluth geblitzt.

Der Jäger hat nur einmal
Die Augen zugemacht,
Da ist das Weib verschwunden
In schwarzer Wolkennacht.

Der Regen strömt, es zucken
Die Blitze fort und fort,
Es braust der Sturm, der Jüngling
Steht festgewurzelt dort.

Er steht, in Traum verloren —
Das Haar! das rothe Haar!
Das blizt ihm durch die Sinne,
Berauscht ihn ganz und gar.





Flüchtig tragen seine Füße
Ihn durch thürmend Steingerölle,
Das im brausenden Gewitter
Furchtbar, wie der Schlund der Hölle.

Triefend, und mit blut'gen Händen
Schwingt er sich von Stein zu Steine,
Und in jedem neuen Blitze
Sucht er nach der Haare Scheine.

Dort, wo kaum er Anhalt findet,
Auf dem erz'gen Felsenhange,
Ringelt drohend ihm entgegen
Sich die ungeheure Schlange.

Unter ihm der tiefe Abgrund,
Oben nackte, glatte Wände,

Rasch entschlossen, faßt ausholend
Er den Speer in beide Hände.

Von dem urgewalt'gen Hiebe
Ist des Wurmes Kopf gespalten,
Doch sein Leib umrollt den Jäger,
Todeszuckend sich zu halten.

Ob der Tiefe schwebt der Jüngling,
Von dem Anthier fest umschlungen,
Das in sinnlos wildem Kampfe
Faßt ihn mit hinabgezwungen.

Doch zu tiefen Athemzügen
Hält er frei die starken Lenden,
Ohne nach dem Schlund zu Füßen
Einen Blick hinabzusenden.

Endlich löst sich die Umwindung,
Steifer wird das Thier; im Bogen
Ist es, weit hinaus geschleudert,
Rauschend durch die Luft geflogen.

Doch wie nun der kühne Jüngling
Sich will auf zur Höhe schwingen,
Sieht er pfadlos steile Felsen,
Stahlglatt thürmend, ihn umringen.

Ohne Zaudern hat die Wand er
Tollkühn, rückhaltlos erklimmen,
Wo er herkam, braust das Wasser,
Keine Hülfe, kein Entkommen.

Sieh! da schwebt ein gold'ner Faden
Von der nächsten Höhe nieder,
Und des Jünglings Freudenjauchzen
Hallt in tausend Klüften wieder.

Hoch, wie in den Wolken steht sie
Lächelnd, ihre Blicke fragen —
Fast ist er, vor Freude taumelnd,
Hingesunken wie erschlagen.

Aber jener gold'ne Faden,
Hat ihn sicher eingewoben,

Zu dem Felsen, ohne Steige,
Schwebend ihn emporgehoben.

Jetzt umgiebt ihn grüne Matte,
Helle Sonne, Blumenblühen,
Doch ihm ist, als wär' die Sonne
Nur des goldenen Haares Glühen.

Vorwärts eilt er, wie getragen,
Stürmisch schnell, mit Flügelschritten,
Da ist, wie der Blitz, sie lachend,
An dem Fels hinabgeglitten.

Ihre wundervollen Glieder
Zogen schlangengleich und schmiegsam
Sich am nackten, grauen Stein hin,
Eidechsartig, schlank und biegsam.

Ihm entringt ein Schrei sich gellend,
Und zu weitem Bogensprunge,
Holt er aus, den Speer gebrauchend,
Zu gewaltig kühnem Schwunge.

Er erreicht die Felsenplatte,
Die sie trug, vom tollen Springen
Fast zerschmettert, Lachen hört er —
Sterbend ihm zum Ohre dringen.



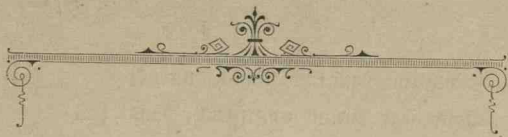


Wo bin ich denn? ich lebe noch,
Doch Nacht ist's rings und dunkel;
Du Wunderweib! erscheine doch!
Du Lachen, das mich just umkroch,
Du glitzernd Sterngefunkel,
Wie heißt Du, Qual und Tod und Glück?
Dort, aus den Felsen halst's zurück:
— Dämona!

Ich suche dich, in Schmerz und Groll —
Wer bist du, Sonnengleiche?
Ich suche dich, vor Liebe toll,
Du bist so licht, so wundervoll,
Und wenn ich dich erreiche,
Ich küß' mich todt an deinem Mund!
Und murmelnd spricht der Quell im Grund:
— Dämona!

Bist du ein Spuk, ein Himmelslicht?
Bist du der Höll' entsprungen?
Bist du der Tod? o künd es nicht,
Bis ich dich schau' von Angesicht,
In Liebe dich bezwungen!
Da schreit der Eule schriller Ton,
Wie Todesnah'n, wie Höllenhohn:
— Dämona!





Wieder schwinden ihm die Sinne,
Und mit stillem, bleichem Antlitz,
Liegt er unterm Sternenhimmel,
Wie ein Kind, das in den Tod schläft;
Fühlt nicht wie ein Flügelkrauschen
Ihn umschwebt, den Mond verdunkelnd,
Selbst des Weibes Marmorglieder,
Die sie bergen, bläulich färbend.
Jetzt rührt ihr Fuß das Felsstück,
Und die häut'gen Flügel faltend,
Steht sie da, im weißen Mondlicht,
Einen blitzgeschwärzten Baumstumpf
Mit dem einen Arm umklammernd,
Schaut ihn an, durch schatt'ge Wimpern,
Und wie Schwermuth legt sich's düster,
Düstrer noch um Mund und Brauen.

Langsam beugt sie sich hinunter,
Noch den Baum umfassend, beugt sich,
Näher, bis sein friedlich Athmen
Sie gefühlt; da löst ihr Arm sich
Von dem Stamm und tiefer neigt sich
Zu ihm nieder die Ersehnte,
Da in ihm des Lebens Flamme
Mit der Liebesgluth verlöschend,
Schwankt und sinkt in tief Vergessen.
In dem Augenblicke gleitet
Ihr das schwere Haar nach vorne,
Und ein wohlbekanntes Knistern,
Das dem Todesblitz vorangeht,
Mahnt sie an ihr teuflisch Handeln.
Tief erschrocken fährt empor sie,
Vorsichtig die wilden Strähnen
Mit den Händen rückwärts streichend,
Lehnt sie an der grauen Felswand,
Von den heft'gen Athemzügen
Hebt sich stark der weiße Busen.
Und mit weiten Augen starrt sie
Auf den Schläfer; der so schutzlos
Vor ihr liegt, die reine Stirne

Hell im Mondlicht: „Mein, im Schlafe
Will den Knaben ich nicht morden,
In dem ersten Liebesrausche,
Der sein kindlich Herz umfassen.
Mein ist diese erste Liebe,
Mein der Muth, der Trotz, die Kühnheit,
Mein die unberührte Seele!
Ha! mein junger Held, der Schlangen
Schwindellos am Abgrund tödtet,
Der den glatten Fels erklimmen,
Und mir nach, sich in die Tiefe
Jäh gestürzt — du sollst nicht sterben!
Nur betrachten, eine Weile
Dich betrachten, deinen süßen
Kinderathem athmen, daß ich
Ewig weiß, es hat die Unschuld
Einmal mich geliebt, zum Sterben.
Und ich habe diese Unschuld
Vor dem Tod bewahrt, anstatt sie,
Wie die Andern, meiner Laune,
Meiner Lust zu opfern! Lebe,
Lebe, aber mein, mein eigen!“
Auf die Knie läßt Dämona

Langsam neben ihn sich gleiten,
Bis sie nah' dem holden Antlitz,
Lange, schauernd ihn betrachtet,
Wie das Raubthier seine Beute;
Endlich regt er sich und athmet
Tiefer, als ob er erwachte,
Runzelt unruhvoll die Stirne,
Nach dem schmerzend heißen Haupte
Langt er mit der Hand, die Schulter
Unbewußt und leise streifend,
Die sich ihm zu sehr genähert.
Doch bevor er seine Augen
Zum Erkennen wieder öffnet,
Hat Dämona ihn in Nebel
Dicht gehüllt, durch den sie hinfliegt,
Thalwärts ihre Fäden ziehend;
Und wie er erwacht, erklingt ihm
fern im Thalgrund süße Stimme:
„Komm!“ und wieder: „Komm, ich harre!“
„Komm hinab!“ dem Rufe folgend
Springt er auf, es glänzt der Nebel,
Von dem Mondlicht hell durchwoben,
Aber heller noch als Nebel

Und als Mondlicht, schimmern greifbar
Raum, die thaubeschwerten, goldnen,
Seidenhaare, abwärts deutend,
Ihn auf matten Füßen tiefer,
Immer tiefer lockend, bis sie
Leise wehend auf der Zinne
Seiner düstern Burg sich fangen,
Die wie eine finstre Frage
Ernsten Alters streng ihn anblickt.
Aber hoch darüber schwebt es
Lautlos hin, mit breitem Fittig,
Senkt in stillen, weiten Kreisen
Sicher sich und hebt sich, um dann
In der Nacht geheimes Hauchen
Wie verweht, sich zu verlieren.





Mir war's im Traume,
Du seist mir nah,
Ich lag im Sterben
Doch du warst da.

Du gabst mir Leben
Mit deinem Hauch
Und Glück und Ruhe
Und Frieden auch.

Und deine Stimme
Die weckte mich,
Das war kein Träumen,
Ich hörte dich.

Mein Schloß ist öde,
Der Wald ein Grab,

Was fiel ich tod't nicht
Vom fels herab!

Die Leute glauben
Ich sei verrückt
Seit ich dein Goldhaar
Vom fels gepflückt.

Sie schau'n verwundert
Und scheu mich an —
Ich bin ein andrer,
Ein fremder Mann!





Du wußtest noch nicht, Dämona,
Was Lieben ist,
Wenn du Verschmachtende lächelnd
Zu Tod geküßt.

Du wußtest noch nicht, Dämona,
Wie weh es thut,
Wenn durstige Blicke gesogen
Des Herzens Blut.

Du wußtest noch nicht, Dämona,
Wie furchtbar heiß
Dein blitzendes Haar bezahlte
Der Liebe Preis.

Du wußtest noch nicht, Dämona,
Daß du ein Weib,

Daß eine Seele bewohnte
Den schönen Leib.

Du fliehst vor dir, Dämona,
Von Kluft zu Kluft,
Und möchtest dich tief verbergen
Vor Gottes Luft.





„Wenn ich doch mit meinen Fingern
„All' die tödtlich blauen Funken
„Aus den Haaren streichen könnte,
„Bis sie weich und sanft, gefahrlos
„Mich umhüllten, bis ich einmal
„Nur ein einzig Mal ihn küßte!“
Wo nicht Baum, noch Gras, noch Blume
Todbeführt, dort streicht sie hastig
Durch ihr Haar, doch ewig neue
Knisternd starke Funken sprühen,
Auf die feuchten, kalten Steine
Schwarze Spuren niederzischend;
Die, wie beim Gewitter dröhnend,
Tausendfach den Schall verstärken.
Endlich sinken ihr die Arme,
Bleich, mit wehdurchzuckten Brauen,

Tief herabgezog'nem Munde,
Schaut sie vor sich nieder; Abscheu
Wohnt in ihrem Antlitz: ringsum
Kriecht Gewürm hervor und windet
Schmeichelnd sich um ihre Füße,
Zu dem langgewohnten Spiele,
Während Fledermaus und Eule
Kreischend ihr das Haupt umflattern.
Auf des grünen Salamanders
feines Haupt setzt finster, drohend —
Sie den weißen Fuß, es windet
Krümmend, todesbang das Thier sich,
Seine Flanken schlagen heftig,
Und erschrocken schleichen alle
Einst verwöhnten Spielgefährten
In ihr felsversteck. Dämona
Dehnt erschöpft sich auf die schwarzen,
Blitzgespalt'nen, kalten Steine,
Unter'm Haupt den Arm; den einen
Fuß herangezogen, starrt sie
Regungslos in graue Schatten,
Wie ein Bild, in Stein gemeißelt,
Dem von Künstlerhand der Abglanz

Wilder Leidenschaft für ewig
Eingehaucht, des eis'ge Ruhe
Unheimlich den stürmisch glüh'nden
Zügen widerspricht, wie kalte,
Mitleidslose Selbstverachtung.





In der Väter Halle da steht er allein,
Bei dem Knistern der brennenden Scheite;
An den Wänden erglühet der Waffen Schein,
Durch der Bogen tief dämmernde Weite.

Von den Säulen zieht sich der Schatten kalt
Auf die röthlich steinernen Fliesen,
Wie die friedlosen Geister, in Nachtgewalt,
Die sich neigen und fliehend umschließen.

Auf die schweigende Harfe da steht er gelehnt,
In sein Denken und Leiden versunken,
Und wie unruhvolle Gedanken wähnt
Er die rastlos flatternden Funken.

Vom Gebälke schwebt eine Spinne herab,
Die durchwandert die schlummernden Saiten,

Und ihr Fädlein bewegt sich auf und ab,
Wie die Athemzüge es leiten.

„Wozu half sie mir denn und errettete mich,
Wenn sie dennoch mich fliehend vermeidet?
Ach! ich war wohl zu stürmisch! ob minniglich
Sie mein Nahen in Anbetung leidet?

Ich ersinne ein Lied, das so rührend klingt,
Wie der Windhauch im Saitenspiele,
Wie ein Seufzen, das sich vom Herzen ringt,
Nach dem ewig entweichenden Ziele.

Doch so matt ist die Stimme, so klanglos mein Wort,
Gleich als wären die Lippen gestorben,
Und verödet mein Hirn und die Kehle verdorrt,
Wie von Sünde verwandelt, verdorben.

Mit der Harfe ist sicher ein Zauber gesch'eh'n,
Es ist heiser und falsch ihr Getöne,
Und sie will mich nicht kennen und nicht mehr
versteh'n
Als ob eifersüchtig sie höhne.

Wär' der Wald meine Harfe, mein Sang wie das
Meer,
So erschütternd, wie Sturmesgewalten,
Durch die Nacht und durch Nebel verlockt' ich
sie her,
Sie mit schmeichelnden Bitten zu halten.

In der Hand meiner Mutter hat tief sie gebebt,
Diese Harfe, wie thränendurchflossen,
Wär' ihr Hauch in den Saiten, vom Geiste belebt,
Den sie singend darein hat ergossen, —

Dann, o Mutter! mein Mütterlein! flög' ich zu dir,
Wie bei kindischem Leiden und Zagen!
Doch du schlafende Mutter, nun schweigest du mir,
Und dein Trosteswort willst du versagen!"





Du goldenhaarig Mägdlein, du hehrer Sonnen-
strahl!

Du Schönheit, ohne Grenzen — dich grüß ich
tausendmal!

Du bist mir Tod und Leben, du bist mir Pein
und Ruh;

Du bist mir Quell und Wüste, und Höll' und
Himmel du!

Ich will nach dir nicht greifen, will dich berühren
nicht,

Du spröde Maid, — nur schauen dein Märchen-
angesicht;

Nur deine Augen küssen aus meiner Augen Grund,
Es soll dich nur umschlingen das Lied aus meinem
Mund.

Ich will die Arme fesseln, die sich nach dir gestreckt,
Nur säufeln soll die Stimme, die dich zu rauh
geweckt!

Ich bin ja nur im Kampfe mit wilden Thieren wild,
Bin ungestüm vor Freude, sonst weich und sanft
und mild.

Mein Schloß kann dich nicht locken, zu finster ist's
für dich,

Zu nieder sind die Räume, — komm! und entführe
mich!

Ich will in Rosen betten dich, süßes Elfenkind,
Ich will in Moos dich bergen vor Schnee und
Frost und Wind!

Ich bau' dir licht und heiter ein Bergschloß von
Crystall,

Drin wohnen Tannen, Buchen, ein schäum'ger
Wasserfall!

Und alle kleinen Vögel, die locken wir hinein,
Und ich — ich darf dir nahen: denn Herz und
Hand sind rein!





An der steinernen Säule, da lehnt sie bleich
Und sie weinet — Dämona weint!
Weil dem zürnenden Engel im Hölleereich
Ein Gefährte von eh'mals erscheint.

Und sie hat auf die Lippen die Finger gedrückt,
Daß kein Schluchzen sich ihnen entringt,
Und das goldene Haupt hat sie vorgebückt,
Wie der herrliche Jüngling singt.

Auf die Fliesen hin träufelt der Thränen Fluth
Von den Wangen, wie blutiger Schweiß,
So versengend und roth in des Feuers Gluth,
Wie zerschmelzendes Eisen, so heiß.

Und das Nachspiel verhaucht in der Wölbung Nacht,
Wie ein Weinen im Engelchor,

Weil die süßeste Schwester in Bann und Acht,
Die sich selbst und den Himmel verlor.

Da erhebet sein strahlendes Augenpaar
Der Belauschte, nun schaut er sich um; —
Auf den Lippen verweht ihm die Stimme klar,
Ohne Herzschlag erblickt er sie, stumm.

Er erblickt ihr zu Füßen den Thränenthau,
Und er küßt ihrer Augen Licht
Aus dem Grund seiner Augen so rein und blau,
Sie berühren — das wagt er nicht.

Einen Schritt thut er vor, doch sie wehrt mit der
Hand

Den Verweg'nen gebietend ab,
Und verhüllet sich züchtig in gülden Gewand,
In ihr Haar, zu den Füßen hinab.

„In die finstere Halle, aus himmlischer Luft,
„Bist zu mir du gekommen, und weinst?
„Hast du Mitleid mit mir, daß in modernder Gruft
„Du als Sonnenlicht strahlend erscheinst?

„Du berauschesendes Wesen, so keusch und so scheu,
„O berühre mir flüchtig die Hand!
„O verlaß dich auf mich, auf des Tapferen Treu!
„Der nur Wahrheit und Ehre gekannt!

„Laß mich einmal nur greifen dein strahlendes Haar,
„Das mich selig und elend gemacht,
„Daß ich fühle, du lebst und mein Träumen ist wahr,
„Und mein Sehnen hat her dich gebracht!”

„Nicht berühre das Haar mir und nahe mir nicht,
„Denn in Ewigkeit sind wir getrennt,
„Meine Küsse sind Gift, es ist falsch mein Gesicht
„Und mein Haar das zerschmettert, verbrennt!

„Daß du einst mich geseh'n, das vergiß, und
vergieb,
„Daß ich spielend gelockt dich, umgarnt —
„O wie hab' ich, du Keiner, du Wahrer, dich lieb,
„Darum sei vor der Hege gewarnt!” —

Mit den Händen gestreck't und vernichtendem Blick,
So entgleitet sie rückwärts, in Nacht,

Wie gebannt steht der Jüngling; ihm scheint sein
Geschick,
Wie ein fremdes, so traumhaft erdacht.

Er empfindet Nichts mehr, ihm ist alles in Eis
Wie erstorben, zerknickt und verbrannt, —
Doch sie breitet die Arme, und „Lieb!“ ruft sie heiß,
Hat noch einmal gewinkt mit der Hand.

Ihn verläßt die Erstarrung, schon stürmt er hinaus,
Doch nur Nacht und nur ragend Gestein,
Nur der Wildbach im Grunde, mit ew'gem Gebraus,
Und die Einsamkeit hüllet ihn ein.

Und ein Windstoß durchfährt den verdunkelten Saal,
Durch die Waffen erbebt ein Geklirr,
Es ertönt aus der Harfe von selbst wie in Qual
Ein verhallendes Klagengewirr.

„Meine Mutter!“ so ruft er und stürzt auf den Stein,
Ihm umnachtet der Sinn sich, verschwimmt,
Die verlöschende Kohle wirft höllischen Schein
Auf den letzten des Stamms, und verglimmt.





Rings kein Baum, vereinzelt, spärlich,
Hageres Gestrüpp im Sande,
Dessen graue, harte Blätter
Staubbedeckt, als müßten ängstlich
Sie ihr lichtiges Grün verhüllen.
Von dem heißen Tage blieb noch
Bluth zurück, als könnte niemals
frischer Lufthauch diese schweren,
Fieberschwangern Dünste heben.
Einzig ist es grün im Pfuhe,
Der noch nicht vertrocknet, böse
Gift'ge Düste um sich hauchend.
Schweigen rings; nicht Quell, nicht Weide
Lockt die Thiere, nicht ein Zweiglein
Giebt's, auf dem ein Vogel ruhte,
Schüchtern nur sein Lied zu flöten.
In den Dunstkreis sinkt die Sonne,

Eine farblos lichte Scheibe,
Von dem dichten grauen Schleier
Mitten durch entzweigefchnitten.
Ehern ist der Himmel; keine
Helle Röthe; weiße Streifen
Decken ihn, als wär' er selber
Mit der Erde ausgestorben.
Doch da regt sich's; eine Wolke,
Schwarz und breit, gespenstisch schnelle,
Fliegt heran, wird groß und größer,
Lautlos sich zu Boden senkend,
Bis sie deutlich als zwei Flügel,
Federlos und dünn erkennbar,
Die sich nun zusammenfalten,
Da ein schöner Fuß den Boden
Rührt, und hierhin, dorthin wandelt.
Lautlos leicht sind jene Schritte,
Dennoch züngeln kleine Flammen
Unter ihnen aus dem Boden.
Sich dem Sumpfe langsam nähernd,
Faßt Dämona ihre Haare,
Winckt darüber hin, und brodelnd
Kocht das trübe, faule Wasser


Seine grüne Decke hebend,
Während bläulich helle Flammen
Aus der Tiefe aufwärts schießen.
Von der nahen Höhle qualmen
Dichte, gelbe Schwefeldünste,
Wie Dämona's Haar, die Steine
Ringsum röthlich färbend. Gierig
Athmet sie die starken Dünste,
Gleich als wären's Wohlgerüche,
Edler Weibrauch, den die Erde,
Ihr, der Sieggewohnten spendet.
Aber mit verschränkten Armen,
Tiefgezog'nen Brauen, matten,
Halbgeschloss'nen Augenlidern,
Schaut sie nach dem Schwefelbrodem,
Der allein noch, in der Dämm'ring,
Wie Dämona's Körper leuchtet.
Endlich stampft sie mit dem nackten,
Zarten Fuß den Boden; weithin
Dröhnt es grollend, unterirdisch,
Als ob Alles hohl auf Meilen
In der Runde. Mit den Händen
Streicht sie an dem schönen Leibe

Hestig sich empor, den Busen
Fast zerdrückend und der Haare
Wucht nach hinten schleudernd, schließt sie
Fest die Augen, daß das letzte
Schwache Dämmerlicht die tiefen
Blauen Ränder und das weiße
Antlitz überhaucht, das zuckend
Sich dem ungeheuern Schmerze
Rückhaltlos ergiebt; ein einz'ges,
Tiefes Stöhnen zittert mächtig
Durch die festgeschlossnen Lippen;
Solch ein Stöhnen, das den ganzen
Aufruhr ihres Seins enthüllend,
Wie ein Schlachtsignal der Tiefe
Böse Geister zur Empörung
Und zu Hülfe rufend, austönt.
Durch den Körper geht ein Zittern,
Wie durch's Schiff, das im Orkane
Sich noch einmal bäumt, um spurlos
Rettungslos hinabzusinken.
Wankend, taumelnd stürzt Dämona,
Mit den vorgestreckten Armen,
Mit dem Antlitz in den Sand hin,

In des spärlich dürren Grases
Scharfe, ungeknickte Halme.
Ihre wundervollen Gieder
Winden sich, die Haare hebend,
Wie die Schlange durch die vollen,
Windgewellten goldnen Saaten.
Mit den weißen Händen greift sie
Weit hinaus, nach fester Stütze,
Da die Starke überwältigt
Ward, von grenzenloser Schwäche,
Gleich als sei ihr Eingeweide
Eine glühend heiße Beißel,
Unter deren graus'ger Folter —
Brust und Herz und Mark und Sehnen
Schmelzen und in Nichts zerfließen.
Aber Sand und immer Sand nur
Rieselt durch die schlanken Finger,
Mitleidslos und unerbittlich,
Glatt, unfassbar, wie sie selber.
Endlich richtet auf die Knie
Sie empor sich, ringt die Hände;
Von den Augen sprühen Funken,
Wie vom Eisen unterm Hammer,

Durch die nächtlich finst're Oede
Zittern ihre wilden Seufzer
Stoß auf Stoß, sich selber fluchend,
Ungehört und sonder Echo.





Der Höll' entstiegen, in Bluth gestählt,
Als Geißel dem Erdengezüchte,
Das ich zum Spas zu Tode gequält,
Ich bin's, die verzweifelt mich flüchte.

Von Angst zerrissen, von Schmerz zerwühlt,
Versengt von den eigenen Bluthen,
Was giebt es, das mir die Flammen kühl,
Nicht Gletscher, nicht peitschende Fluthen.

Der Liebe Leiden! ich war gewöhnt,
Der Jammernden Qual zu verachten,
Gefolttert hab' ich, die Blicke verhöhnt,
Die höllische Feuer entfachten.

Ich konnte vom blühendsten Lippenpaar
Das pochende Herzblut saugen,

Derweil die Blitze von meinem Haar
Das Hirn verbrannten, die Augen.

Nun brennen die Blitze auf meiner Stirn,
Mein Herz will springen vor Pochen,
Mir glühen die Augen, mir siedet das Hirn,
Von feurigen Schlangen durchkrochen.


Ich habe die Reinheit, die Unschuld geseh'n,
Und an dem Himmelsgesange,
Da mußst' ich zerschmelzen, erlöschen, vergeh'n,
Wie von deinem Speere die Schlange.

Mich hast du geglaubt, darum werf' ich mich dir
Zu Füßen, und muß dir entweichen,
So lange du lebst, so gehörest du mir,
Drum darfst du mich nimmer erreichen.


Du sollst nach mir suchen, für alle Zeit,
Bis die höllischen Fittige fallen,
Bis die Haare wolkig, als Feenkleid,
Mich wie Sommerfäden umwallen.

Du sollst mich lieben, bis in den Tod,
Und wenn dich die Leute begraben,
Dann saug' ich an deinem Herzblut roth,
Mich rein — um dich ewig zu haben!





Von den Knieen hat Dämona
Sich erhoben, ihre Arme
Nach dem fernen, unerreichten,
Ewig heiß erwünschten Ziele
Zärtlich, sehnsuchtsvoll gebreitet.
Geisterbleich wird groß und größer
Sie, und weich wird ihre Stimme, —
Bis mit wildem Lachen plötzlich
Sie verstummt, die Schultern schüttelt,
Daß die breiten, schwarzen Flügel
Sie empor vom Boden heben,
Und im sternlosen Dunkel
Bald ihr weißer Leib verschwindet.



Von Herbstzeitlosen ist voll die Au,
Von weißen und blauen Glocken,
Die zarten Halme sind schwer von Thau,
Die schüttelt der Westwind trocken.

Von tausend Flügelein schillert's bunt,
Die Hummeln naschen und brummen,
Es will das Bächlein im Wiesengrund
Den Bass zu dem Liede summen.

Und rings im Walde geht's lustig her,
Mit Zwitschern und flüstern und flattern,
Man will vom schwirrenden Mückenheer
Soviel als möglich ergattern.

Die Blätter wehren dem Sonnenschein,
In goldene Dämm'ung zu dringen,

Doch läßt für ein Küßchen man ihn hinein,
Behend muß er schlüpfen und springen.

An herbstlichem Buchenstamm lehnet matt
Ein Wanderer mit heißen Augen,
Der durstig die Lippen geöffnet hat,
Als sollten sie Leben saugen.

Die Stirn ist hoch und die Wange fahl,
Die Schläfen sind eingefallen,
Die Hände zittern von inn'rer Qual —
Wie müde macht Wandern und Wallen!

Die blauen Augen sind blaß und licht,
Die Lider in schwarzen Schatten,
So wesenlos schaut das Angesicht
Auf die lebenleuchtenden Matten.

Die Mücken umspielen den ersten Mann,
Und Eichhörnchen schlüpfen vom Aste,
Die Schultern hebet er dann und wann,
Als ob es ihn drückend belaste.

Und mit den blutlosen Fingern streicht,
Er über sein Antlitz, als müsse
Er wehren der Sonne, die ihn erreicht
Mit ihrem lust'gen Gefüsse.

Verzehrt ist die Hand und ein grüner Schein
Ist über sie hingetrochen,
Das Märtyrzeichen, als wäre das Sein
Im kräftigsten Wuchse gebrochen.

Es hebt kein Seufzer die Brust ihm mehr,
Als wären des Herzens Quellen
Versiecht, versunken, als könnt' ihm ein Meer
Von Glück nicht den Athem schwellen,

Als hätt' er gesehen, was Keiner geschaut,
So starr sind die Augen, so trocken,
Als hätt' es ihn einmal vor Etwas gegraut,
Als wär' er zum Sterben erschrocken.

Aus seinem Sinnen erwachend, scheint
Er eifrig im Grase zu suchen,

Dort wo ein Pfad sich dem Andern eint,
Und hoch, in den Tannen und Buchen.

Dann schüttelt das Haupt er, und schreitet fort,
Nichts, Nichts will Antwort ihm geben!
Die Blumen blühen und sagen kein Wort,
Das Herbstlaub am Boden will beben.

Es hebt sich unter des Mannes Schritt,
Als hätt' es was aufzudecken,
Es raschelt leise und flattert mit,
Als wollt' es was Todes wecken.

Dann schaut er sich um und lauscht dem Ton,
Und schüttelt das Haupt, und lächelt,
Ein trostloses Lächeln, und geht davon,
Vom Lufthauch das Haar umfächelt.

Er schreitet weiter, in graue Welt,
Der Nordwind beginnt zu pfeifen,
Der Staub und Blätter und Wolken schnell,
Die wirbelnd vorüberstreifen.

Dem Wanderer reißt er den Mantel fort
Und bläst den Staub ihm entgegen,
Verlöscht die flammen am öden Ort,
Wo ringend Dämona gelegen.


Ein letztes flämmchen schießt noch hervor,
Als wollt' es dem Suchenden winken,
So leckt es zärtlich nach ihm empor,
Um ausgeweht zu versinken.

Er aber hat es verstanden wohl;
Er küßt die verlassene Stelle,
Und küßt sie wieder — der Wind pfeift hohl
Vorbei, mit den Wolken, so schnelle.

Hier hat sie gelegen, hier hat die Hand
Gewühlt, im Schmerze geschlossen,
Hier hat sie einsam, in Wüstensand,
Der Leiden flammen gegossen.

Er sieht es deutlich, nun ist's verweht,
Ein Siegel der Erde Rinde,
Er steht und sinnt und entschlossen geht
Er entgegen dem heulenden Winde.





An den schmalen Höhleneingang
Peitscht die Meerfluth weißen Gischt,
Donnernd in die weite Wölbung,
Zieht sich weit zurück, und zischt.

Brausend wallt die nächste Woge
Nach, von Schaum gekrönt,
Wüthend an den Felsen rüttelnd,
Der posauend Antwort dröhnt.

Einsam, aus der Wasserwüste,
Ragt er hoch im Ocean,
Tausend Jahre schlägt die Welle,
Ewig machtlos brechend dran.

In der Höhle thürmt gewaltig
Block auf Block sich, lauter Eis,

Ragen blaugrün mächt'ge Säulen,
Thränen Zapfen, glitzernd weiß.

Jeder Tropfen Gisch bleibt hängen,
Eiserstarrt und festgebannt,
Und in grünem Lichte schimmernd,
Wallt das Meer, am Höllenrand.

In der ungeheuern Wölbung
Sitzt Dämona, hoch, allein;
Wie das Eis und wie die Meerfluth,
Leuchtet grün der Augen Schein.

Langsam scheint sie sich zu regen,
Streckt die Hand aus, vorgebückt,
Bricht ein Eisstück, hält es gierig
Saugend an den Mund gedrückt.

Plötzlich greift sie nach dem Herzen,
Nach dem Haar, das sich geregt,
Und das rings den Raum erhellend,
Bläulich sprüh'nde Funken schlägt.

Starren Auges blickt sie vor sich,
Greift umher, als würd' es Nacht;
Donnernd stürzt das Meer in Aufruhr
In den Raum, er ächzt und fracht.

Doch es ist kein Trug: dort steht er,
Den sie floh, den sie ersehnt
Auf dem überspülten Felsen,
An das Eis ist er gelehnt.

Stehet mit verschränkten Armen,
Unter ihm das wilde Meer,
Das von einem Boot die Trümmer
Spielend schleudert hin und her.

Eine Locke von dem Goldhaar
Liegt ihm um den Hals; es pocht
Stark die Ader dran, wie fluthend
Wallt sein Blut und tobt und kocht.

Einen Pfad erschaut sein Auge,
Und er stürmt zu ihr hinan,

Lachend hält er sie umschlungen,
Wie sie fleht: „Rühr' mich nicht an!“

Ja, er hält sie, küßt die Lippen,
Unersättlich, tödtlich heiß,
Wühlt aus den geliebten Haaren
Feuerströme, grünlich weiß.

Und wie er die Funken schüret,
Wankt und weicht der Höhle Grund,
Kraftlos wird Dämona, zitternd,
Sterbensbleich der schöne Mund.

Aber immer wilder wühlt er,
Rache wird der Liebe Lust,
Immer bleicher wird Dämona,
Still und starr die weiße Brust.

Sie umschlingt mit beiden Armen,
Sprachlos ihn mit letzter Kraft,
Und zu sich hat er Dämona
Siegberauscht emporgerafft.

Unter ihnen wankt geborsten
Schon der Grund, er fühlt es nicht,
Drückt an seine heißen Wangen
Ihr erkaltend Angesicht.

Und ein Strahl von ihren Haaren
Trifft ihn in die Augen, dringt
Brennend ihm zum Hirn, zum Herzen,
Ringsum flirrt das Eis und klingt.

In die glühend eis'gen Fluthen
Sinkt er hin, — ihr Wunsch erfüllt, —
In das funkenlose Goldhaar
Weich und zärtlich eingehüllt.

Krachend stürzt das Eisgewölbe
In der Sturmeswogen Wuth,
Fortgespült, hinabgesunken —
Drüber rollt die hehre Fluth.





Durch die fensterlose Halle
Weht der Wind, mit tiefem Klang,
Zieht aus der geborst'nen Harfe
Geisterhafter Töne Sang.

Und vom Berge fliegen Fäden,
Lichtlos, zartes Hexenhaar,
In die Halle, gleiten schimmernd
Durch zerfall'ner Säulen Schaar.

Bis sie ganz die rost'gen Saiten,
Die verstummt vor tiefem Leid,
In die zarten Trauerschleier
Eingehüllt, für alle Zeit. —

VERIFICAT
2017

BIBLIOTECA
CENTRALĂ
UNIVERSITARĂ
BUCUREȘTI

VERIFICAT 
2007

Hofbuchdruckerei von W. Büxenstein in Berlin.

VERIFICAT
1937

UNIVERSITATEA
"CAROL I"
BUCUREȘTI

RECEIVED
10/18

RECEIVED
10/18